

Wie aus lauter Bäumen ein Wald wird

Stiftung „Wald zum Leben“ hat in zehn Jahren über 20 Hektar Fläche in Rheinhessen aufgeforstet



Pflanzaktionen wie diese – mit vielen Helfern – mussten in diesem Winter coronabedingt ausfallen.

Von
Andrea Früauff

REGION. In Rheinland-Pfalz stehen jedem Bürger rein rechnerisch mehr als 2000 Quadratmeter Waldfläche zur Verfügung; in Rheinhessen sind es nur 108 Quadratmeter. Nur auf knapp 6500 Hektar wächst Wald, ansonsten bestimmen Reben und Rüben die Landschaft. Größere Areale sind der Lennebergwald mit 700 Hektar, der Ober-Olm Wald mit 350 Hektar, der Wormser Stadtwald mit 480 Hektar und kleinere Flächen in der rheinhessischen Schweiz. Die Waldarmut seiner Wahlheimat ist einer der Gründe, warum Hans Steinbronn 2005 angefangen hat, Bäume zu pflanzen.

Waldstück für jede Gemeinde

Seine Vision damals: Jede Gemeinde in Rheinhessen soll ihr eigenes Waldstück bekommen. Im Mai 2011 gründete der Kaufmann mit seiner Tochter Silke, Agraringenieurin, und Schwiegersohn Johannes, Physiker, die gemeinnützige Stiftung „Wald zum Leben“. Inzwischen ist auch Enkel Lino mit von der Partie. Er studiert Landschaftsarchitektur und tritt damit in die Fußstapfen von Rolf Raible, der als Landschaftsarchitekt ebenfalls zum Stiftungsvorstand gehört. Außerdem neu im Team: Dominik Gabel.

Alle zusammen verfolgen ein gemeinsames Ziel: Sie wollen, dass

in ihrer Heimat Waldinseln entstehen mit Bäumen, wie sie früher für die rheinhessische Landschaft typisch waren. Dabei haben sie die Natur ebenso wie das Klima im Blick. Bäume dienen als Lebensraum für Bienen und unzählige andere Insektenarten, ebenso für Wildtiere und Vögel. Außerdem stabilisieren Bäume das Klima. Sie verarbeiten Kohlendioxid zu Holz und verlangsamen so den Klimawandel. Die erste Pflanzung im Jahr 2005 – ein Mischwald in Rommersheim – ist inzwischen zu einem stattlichen Wald herangewachsen. Bei über 20 Pflanzaktionen hat die Stiftung mehrere Mischwälder, aber auch Streuobstwiesen geschaffen. Über 20 Hektar wurden aufgeforstet und dabei über 50 000 Bäume und Sträucher gepflanzt. Darauf sind die Beteiligten stolz.



Jeder Baum bekommt ein Gerüst aus drei Stützen, bis er stabil genug ist.

Eine Menge Arbeit

Ihr Einsatz ist aber auch mit einer Menge Arbeit verbunden. „Obstwiesen müssen ein bis zwei Mal im Jahr gemulcht und gemäht werden, die Bäume brauchen einen Schnitt“, erklärt Johannes Steinbronn. Auch der Mischwald braucht etwa zehn Jahre, in denen er gepflegt und mit einem Zaun geschützt werden muss, bevor er sich selbst überlassen werden kann. Die Stiftung kauft oder pachtet Ackerflächen, die für die Landwirtschaft nicht mehr rentabel zu wirtschaften sind, und wandelt sie um in Waldflächen oder Streuobstwiesen. In Zornheim etwa wurde als Ausgleich für den Bau einer Sporthalle im Ort eine ausgemusterte Mirabellen-Monokultur außerhalb des Orts in ein Ökosystem umgewandelt. Etliche

Mirabellen-Bäume blieben als Streuobstbäume erhalten, andere stehen als Totholz für Insekten mittendrin. Die Streuobstwiesen der Stiftung sind frei zugänglich. Alle, die vorbeikommen, dürfen sich bedienen. Auch die Tiere. Für sie werden Sorten gepflanzt, die Menschen normalerweise nicht verzehren. So haben alle etwas von dem Projekt.

Abstimmung mit Behörden

Bei der Auswahl aller Gehölze stimmt sich die Stiftung mit den Behörden ab. Die Untere Naturschutzbehörde entscheidet, auf welche Flächen welche Bäume gepflanzt werden dürfen. Gepflanzt werden Baum- und Straucharten, die von Natur aus vorkämen, wenn der Mensch nicht in die natürlichen Prozesse von Werden und Vergehen eingreifen würde. „Diese Arten sind optimal an die regionalen Klima- und Bodenverhältnisse Rheinhessens angepasst. Sie haben Überlebensstrategien entwickelt, mit denen sie auch längeren Frost oder Trockenperioden trotzen. Zudem sind sie Lebensgrundlage für viele Tierarten und bilden Lebensgemeinschaften mit krautigen Pflanzen, Gras- und Pilzarten“, erklärt Rolf Raible.

Aktuelles Projekt ist ein Mischwald auf dem Lerchenberg. Dort hat die Stiftung mit Anwohnern eine Streuobstwiese angelegt. Mit dabei war auch der ZDF-Wetterexperte Gunther Tiersch (siehe Interview).

Foto: Stiftung „Wald zum Leben“

Direkt daneben wird bald noch ein Laubwald entstehen. Die Pflanzsaison dauert von Oktober bis Februar. „Leider pflanzen wir in diesem Winter coronabedingt gar nicht. Bei den Pflanzaktionen sind immer so um die 50 bis 70 Helfer mit dabei. Gerne auch mal ältere Leute. Das konnten und wollten wir dann doch nicht verantworten“, bedauert Johannes Steinbronn.

Wer kann mitmachen?

Die Stiftung finanziert sich vornehmlich aus privaten Zuwendungen. Eine Patenschaft für einen Baum kostet 150 Euro. Wer möchte, kann den Baum selbst pflanzen. Jeder Baum bekommt eine Stütze und ein Namensschild. Aber auch, wer einfach nur helfen will, ist willkommen. „Manche backen lieber Kuchen oder kümmern sich ums Catering“, so die Erfahrung von Johannes Steinbronn. „Die Pflanzaktionen sind jedes Mal kleine Volksfeste. Mit Weck, Worscht und Woi. Und Kinderprogramm.“ Die pädagogische Mission: den Wert von Natur vermitteln. Alle Teilnehmer sollen spüren, wie aufwendig es ist, einen Wald aufzuforsten.

INFO

Stiftung Wald zum Leben
www.waldzumleben.de
Spendenkonto:
DE59 5519 0000 0798 5850 14

Wichtig fürs Klima

Interview mit Wetterexperte Gunther Tiersch

Der Meteorologe Gunther Tiersch, bis 2019 verantwortlich für die ZDF-Wetterredaktion, setzt sich für die Stiftung „Wald zum Leben“ ein.

Warum engagieren Sie sich bei Stiftung „Wald zum Leben“?

Meine Interessen an Umweltfragen, Naturerhalt und damit auch Klimaschutz decken sich mit den Anliegen der Stiftung „Wald zum Leben“. Ich kenne die Stiftung schon seit einigen Jahren. Rheinhessen hat viel zu wenig Wald und deshalb war mir das Engagement der Stiftung positiv aufgefallen.

Wann kam es zur Mitarbeit?

Im Herbst 2019 kam es zu einer Zusammenarbeit. Freunde hatten ein brachliegendes Grundstück und wollten darauf eine Streuobstwiese anlegen. Zusammen mit der Stiftung haben wir das Gelände zunächst gerodet und dann 20 Bäume gepflanzt. Ich hatte dann noch 15 Sträucher alter wurzelechter Sorten eingebracht, die wir über die Baumschule Ahornblatt beziehen konnten.

Warum ist Wald so wichtig?

Wald gibt es zum Beispiel als Fichtenmonokultur oder als Mischwald mit vielen Baumarten. Auch er wird meist gepflegt, aber das reduziert sich auf Holznutzung, die allerdings auch Schäden verursachen kann. Ein Mischwald ist ein ganz anderes natürliches ökologisches Kaliber als eine Monokultur, ob als Wein oder Wald. Die Blattmasse produziert enorme Mengen Sauerstoff. Bäume binden über die Fotosynthese sehr viel CO₂ als Kohlenstoff im Holz. Bäume sind die Lebensgrundlage von vielen Arten von Insekten, Vögeln, Säugetieren und Amphibien. Deutschland war vor etwa 2000 Jahren fast nur von Wald bedeckt. Wald verdunstet Wasser und kühlt damit, deshalb sind Bäume in Parks der Städte in Zeiten des wärmeren Klimas so wichtig. Im Schatten von Bäumen lässt es sich bei 35 Grad im Rheingau Main-Gebiet als Mensch und als Tier besser aushalten.

Reichen nicht auch Weinberge?

Weinberge sind in den Sommermonaten auch schön grün, und man kann daraus guten Wein machen! Es sind aber Monokulturen, hektarweise steht nur eine Pflanzenart, dazwischen in jeder zweiten Reihe wächst häufig ein Grünstreifen mit Gräsern, Senf, Getreide oder Löwenzahn. Grundsätzlich ist jedes Grün besser als eine karge, pflanzenlose Bodenoberfläche. Das Schlimmste, was wir der Natur derzeit antun, sind die Verschönerungen der Hausgärten, die „Gärten des Grauens“! Eine Monokultur wie Wein muss gepflegt werden. Pflege heißt, Dünger aufbringen, Pflanzenschutz spritzen, oder kleine braune Plastikbehälter mit Lockstoffen gegen den Traubenwickler an die Reben hängen. Nach dem Schnitt der Reben im Januar werden diese Plastikbehälter untergehäckselt. Das Plastik wird zu Mikroplastik und bleibt Jahrhunderte im Boden. Es gibt nur sehr wenige Winzer, die diese Plastikbehälter einsammeln und entsorgen. Eigentlich ist das Versäumnis.



Gunther Tiersch
Foto: ZDF/Svea Pietschmann

Welchen Einfluss hat Wald auf unser Wetter?

Ein gesunder Wald reguliert die Feuchtigkeit in der Luft, das schafft ein angenehmes Klima. Über einem Wald steigt feuchte Luft auf bis in Höhen von 1000 und 3000 Metern. In diesen Höhen bilden sich dann Wolken, die mit dem Wind weiterziehen, weiter wachsen können und sich unter Umständen dann irgendwo wieder abregnen.

Durch die hohe Verdunstung des Wassers, das die Blätter des Waldes abgeben, kann sich die Luft nicht so stark erwärmen. Wald dämpft große Temperaturschwankungen, die sich zum Beispiel in vegetationsfreien Gebieten einstellen, wie in Wüsten oder in den „Gärten des Grauens“: tagsüber 50 Grad Celsius, nachts nahe null Grad oder zehn Grad. Das ist einem ausgeglichenen Klima wie in Deutschland abträglich.

Wie wirken sich Waldflächen auf das Klima aus?

Neben Feuchtgebieten bindet Wald den meisten Kohlenstoff in den ersten 30 Zentimetern des Bodens: Es sind etwa 80 Tonnen (eine Tonne = 1000 Kilogramm) pro Hektar (10 000 Quadratmeter). Weinberge speichern nur etwa 35 Tonnen pro Hektar. Humus im Boden ist dabei der wichtigste Träger des Kohlenstoffs. Grundsätzlich müssen wir Böden mehr Aufmerksamkeit geben und versuchen, sie mit mehr Humus anzureichern, was sehr schwierig ist und lange dauert. Aber um die Erwärmung des Klimas einzudämmen, müssen wir alle Möglichkeiten nutzen. Deshalb ist auch die Wiederaufforstung von Brachflächen mit Wald durch die Stiftung „Wald zum Leben“ so wichtig. Doch unsere Wälder sind durch die heißen, trockenen Sommer der letzten drei Jahre sehr geschädigt worden.

Durch den Trockenstress der Bäume konnten Stürme und die Ausbreitung des Borkenkäfers das Absterben von Fichtenmonokulturen beschleunigen. Ein Besuch der Wälder, etwa im Rheingau, gibt jetzt weite Blicke frei, die vorher durch Wald versperrt waren. Durch diese kahlen Flächen verändert sich das Mikro- und Makroklima: Es wird heißer und trockener, und bis ein neuer Wald herangewachsen ist, vergehen Jahrzehnte.

Das Interview führte
Andrea Früauff

Auf keinen grünen Zweig kommen

Woher kommt das Sprichwort und was bedeutet es?

REGION (frü). „Mit diesen Noten in Mathematik kommst du nie auf einen grünen Zweig“, sagt der erfolgreiche Unternehmer zu seinem lernfaulen Sohn, der kurz vor dem Schulabschluss steht. Was der Vater damit sagen will, ist klar. Der Sprössling soll sich auf den Hosensboden setzen und seine Nase ins Mathebuch stecken, damit er bessere Chancen auf einen Ausbildungsplatz hat. Das Sprichwort „Auf keinen grünen Zweig kommen“ bedeutet, keinen Erfolg oder kein Glück zu haben. Häufig bringt die Redewendung die Vermutung zum Ausdruck, dass jemand nicht vorankommen, sich vergeblich abmühen, und es generell im Leben zu nichts bringen wird.



Im deutschen Volksglauben war der immergrüne Zweig, zum Beispiel von einem Buchsbaum, einer Eibe oder einem Nadelbaum, ein Symbol von Wachstum und Gedeihen. Außerdem glaubte man, dass in ihm gute Geister wohnten.

Die Redewendung geht zurück auf einen alten Rechtsbrauch. Danach steckte der Verkäufer eines Grundstücks einen Zweig in ein Stück Rasen – beides vom Grundstück – und überreichte dies an den neuen Besitzer. Wer arm war und sich kein Grundstück leisten konnte, kam also nie „auf einen grünen Zweig“. Was zur Folge hatte, dass bei ihm auch keine guten Geister einziehen konnten, die ihm Glück und Erfolg bringen würden.

INFO

Inhaltlich sinnverwandt sind die Redewendungen „Auf Granit beißen“, „Sich die Zähne ausbeißen“ und „Kein Bein auf die Erde kriegen“.



Grüne Zweige einer Nordmantanne Archivfoto: Guido Schiek